

Bündnerromanische Literatur : quo vadis?

Autor(en): **Camartin, Iso**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Versants : revue suisse des littératures romanes = Rivista svizzera delle letterature romanze = Revista suiza de literaturas románicas**

Band (Jahr): **20 (1991)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-260519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNERROMANISCHE LITERATUR

Quo vadis?

Die Poesie braucht Klassizismus, die Poesie braucht Hellenismus, die Poesie braucht ein gesteigertes Gefühl für Bildhaftigkeit, braucht Maschinenrhythmus, städtischen Kollektivismus, bäuerliche Folklore [...] Die arme Poesie weicht jäh zurück vor der Vielzahl der auf sie gerichteten Revolvermündungen strikter Forderungen. Wie muss Poesie sein? Vielleicht muss sie überhaupt nicht, vielleicht ist sie niemandem etwas schuldig und ihre Gläubiger sind alle falsch! Nichts ist leichter, als davon zu reden, was man tun müsste, was für die Kunst notwendig wäre. Erstens ist das immer willkürlich und verpflichtet zu gar nichts. Zweitens ist es ein unerschöpfliches Thema für jede Philosophiererei. Drittens erspart es einem eine sehr unangenehme Sache, zu der bei weitem nicht alle fähig sind, nämlich Dankbarkeit — schlichteste Dankbarkeit für das, was zum gegebenen Zeitpunkt an Poesie zum Vorschein kommt.

So schrieb Ossip Mandelstam im August 1924 in der Zeitschrift *Rossija*. Man sollte es bedenken, wenn man daran geht, Erwartungen, gar Forderungen an die schöne Literatur anzubringen. Die Poeten machen, was sie wollen und was sie können. Wer sie festlegen möchte auf angebliche Forderungen des Tages, missachtet das Element der *gratuité*, der Willkürlichkeit und Grundlosigkeit im kreativen Schaffen, das doch auch die literarische Produktion bis in ihr Innerstes bestimmt. Es ist schon so, wie Mandelstam es sagt: man muss dankbar dafür sein für jenes bisschen Poesie, das zu einem gegebenen Zeitpunkt überhaupt zum Vorschein kommt, selbst wenn man das effektiv Vorhandene beim Lesen häufig zum Teufel wünscht.

Soviel bleibt also unangetastet: der Wind weht, wo er will; wer etwas zu sagen hat, sagt es und schreibt es sogar auf, wenn es ihm dringlich genug erscheint, — ob es die andern erwarten oder nicht. Und wer gar die Gabe hat, etwas gut und in einmaliger Weise sprachlich zu fassen, wird sich keinen Deut darum kümmern, ob sich dies ins Wort der andern fügt oder

dazu quer steht. Poesie wächst nicht den Erwartungen der andern entlang und nicht diesen entgegen, sondern trotz solcher Vorgaben. Sie ist auf einmal da, weil es Menschen gibt, die anders sehen, anders hören, anders fühlen und denken. Deshalb hat man zufrieden zu sein mit dem, was man schliesslich vorfindet.

Dennoch sind Erwartungen eine Realität auch für die Schreibenden. Sie treten innerhalb einer kleinen Literatur sogar ganz unverdeckt hervor. Ein Blick auf die Geschichte der bündnerromanischen Literatur kann dies verdeutlichen.

Als Bifrun 1560 und in seinem Gefolge eine lange Reihe von einheimischen Priestern und Pastoren daran gingen, die wichtigsten Schriften, nach denen man sich im Glauben zu orientieren hat, in die Sprachen der Bewohner möglichst aller Täler Graubündens zu übertragen, stand für sie die Notwendigkeit einer Verschriftlichung ausser Frage. Es handelte sich schliesslich darum, jenes Wort, von dem man dem Weg des Heils entlang zur ewigen Seligkeit geführt wird, auch in die Sprache der Einheimischen zu übersetzen, und sei diese noch so beschränkt in ihrem Anwendungsbereich. Ähnlich dachte man, als man begann, Schriften, die das Leben der Gemeinschaft regeln — Statuten, Ordnungen, Gerichtsformeln — in die Sprachen der Regionen zu übertragen. Am Nutzen solcher Verschriftlichung zweifelten die damaligen Zeitgenossen nicht. Das war zwar noch keine Poesie, was man da aufschrieb und oft auch drucken liess — aber ist denn die Bibel nicht auch voller poetischer Inhalte, und machte sich ein Gemeindeschreiber nicht ab und zu das Vergnügen, seiner Begeisterung für Reime am Rande der Gesetze freien Lauf zu lassen? Selbst als man — angeregt durch die Poesie anderer Sprachen und Völker — damit begann, eigene Geschichte, Bräuche und Lebensformen in Epen, Gedichten und ausholenden Erzählungen darzustellen, gab es für eine solche Aktivität starke Aussenstützen. Die kleine Sprachgemeinschaft begann ihre Eigenart zu entdecken und poetisch auszugestalten. Historisches Bewusstsein und ideologische Selbstrehabilitation fanden in der Sammlung oralliterarischer Zeugnisse — Sagen, Märchen, Volkslieder, usw. — ihren starken Ausdruck. An der Geschichte der Organisationen, die in den Regionen die Bedeutung heute leicht eruieren, die der Repräsentativität eines

literarischen Korpus zugesprochen wurde. Die schöne Literatur wurde geradezu als das Festkleid der Muttersprache betrachtet — und bis in die jüngste Zeit haben die meisten bündnerromanischen Schriftsteller und Poeten eigentlich nicht daran gezweifelt, dass es die schönste und edelste Aufgabe sei, die Liebe und die Kritik zu ihren Landsleuten in rauschenden Sprachkaskaden und ausgreifender Erzähllust darzustellen.

Doch irgendwann bricht auch innerhalb der selbsterbauten Mauern die Tradition ab — und die Moderne bricht ein. In Einzelgestalten wird dies gleich nach dem zweiten Weltkrieg erkennbar. Als epochale Unausweichlichkeit ist es erst allmählich der gesamten schreibenden Generation — schmerzlich einerseits, befreiend andererseits — bewusst geworden. Zwar gibt es noch ältere Autoren, die an der aussengestützten Funktion ihres Schreibens festhalten und deshalb unbeirrt die konventionellen Formen literarischer Gestaltung fortsetzen. Sie beschreiben bündnerromanische Umwelt immer noch so, als gelte es, diese auf Dauer fürs Schulbuch einzurichten. Daneben finden sich auch solche, die in tiefer Betroffenheit das Schwinden der von Eigenwelt geprägten Lebensformen fühlen und rasant dagegen anschreiben, als seien sie die letzten Zeugen einer abtretenden Sprachkultur. Das waren und sind vermutlich weiterhin legitime Motive für literarische Produktion, — solange jedenfalls, als eine Leserschicht diesen Autoren Respekt und vielleicht sogar Dankbarkeit für ihre Aktivität bezeugt.

Dennoch hat sich in den letzten Jahren in diesem kleinsprachlichen Raum eine gewaltige Umschichtung der Gesellschaft vollzogen, die alle für die Literatur einschlägigen Bereiche umfasst. Ich zähle hier drei Faktoren auf, die die Situation der rätoromanischen Literatur heute prägen und wandeln:

1. Die für die bündnerromanische Literatur entscheidendste Veränderung liegt vermutlich in der Tatsache, dass heute die jüngeren Autoren in einer Welt aufwachsen, die längst nicht allein von rätoromanischer Sprachrealität geprägt ist. Die deutsche Sprache ist für sie eine von Anfang an real existierende Nebenwelt — nicht überall in gleicher Weise präsent, aber doch in vielen Bereichen des Alltags durchschimmernd und tongebend, sodass ihre Erfahrung

fundamental eine gemischtsprachliche ist. Es wird immer häufiger der Fall sein, dass jemand, der heute rätoromanisch schreibt, ebenso deutsch schreiben könnte. Faktisch ist schon seit längerer Zeit zu beobachten, dass eine grösser werdende Zahl von Autoren sich beider Sprachen bedient. Dass es heute keine einsprachigen erwachsenen Bündnerromanen mehr gibt, hat eben auch Folgen für die schreibende Zunft. Die Entscheidung, nur rätoromanisch zu schreiben, kommt einem Versuch gleich, nur einen ausgewählten Bereich der eigenen Sprachwelt für die literarische Arbeit umzusetzen. Es ist dies nicht immer der am reichsten entfaltete Bereich. Bei jüngeren Autoren hat man den Eindruck, dass sie bewusst aus dem eher exotischen als dem existentiellen Teil ihrer selbst heute literarisch Kapital zu schlagen suchen. Jedenfalls herrscht kaum mehr Unausweichlichkeit hinsichtlich der Sprache — es ist nicht mehr jene als schicksalhaft empfundene Gebundenheit an die Muttersprache spürbar («*Romontsch ei tiu destin, tiu truament!*»), die eine bereits hinreichende Voraussetzung war, um sich ans Schreiben zu machen. Was früher die unausweichliche primäre Voraussetzung für eine besondere Art des Schreibens bildete, ist zu einer Entscheidung über ein Spiel mit Materialien geworden, die in der eigenen Lebensgeschichte häufig geradezu eine sekundäre Rolle spielen. Man braucht dies nicht unbedingt zu bedauern, aber man darf es — hinsichtlich der Notwendigkeit, mit der eine Literatur in Erscheinung tritt, auch nicht übersehen.

2. Ebenso radikal sind die Veränderungen, die man bezüglich der bündnerromanischen Literatur in den Lesegewohnheiten feststellen muss. Wenn es früher immerhin eine Leserschicht gab, die Belletristik beinahe ausschliesslich auf rätoromanisch las — auch wenn es oft nur Kurzgeschichten und Gedichte aus Kalendern und populären Reihen waren — und darum gegenüber den Autoren ihrer Region sowohl Treue wie Neugier verspürte, so dürften die Leser, die heute nur mehr rätoromanische Literatur lesen, kaum mehr zu finden sein. Man kann darüber spekulieren, ob in einer Zivilisation der audio-visuellen Medien die Lesekultur nicht hoffnungslos an Bedeutung verloren hat. Keine Zweifel kann man darüber haben, dass passionierte Leser, die es glücklicherweise überall

auf der Welt zu finden gibt, auch in Romanischbünden sich niemals nur mit rätoromanischer Literatur abfinden lassen. Durch die neue Zugänglichkeit anderssprachiger Literatur kommt die einheimische Produktion — mit der Leseratten sowieso in kürzester Frist durch wären — unter Vergleichsdruck. Sofern hier nicht eine besondere Neugier für die Welt vor der eigenen Türe und eine Lust am Ethnographischen aushelfen, wird man ohne viel Federlesens zum riesigen Büchervorrat der Nachbarsprache hinüberwechseln — und sich dort alles andere als unwohl fühlen. Vermutlich war es bis nach dem zweiten Weltkrieg leicht, die Frage nach der «Notwendigkeit» einer rätoromanischen Belletristik zu beantworten. Ja, diese war notwendig, weil es Menschen gab, die eben nicht nur ihre regionale Zeitung, sondern auch erfundene Geschichten und gereimte Gedichte in einer Sprache lesen wollten, die sie gut verstanden. Heute gibt es diese Notwendigkeit nicht mehr, und wer immer noch rätoromanisch liest, hat andere Gründe. Darauf haben sich noch nicht alle Gegenwartsautoren eingestellt. Manche schreiben weiter so, als hätten ihre Leser nichts vor ihren Augen, als was ihnen in wohlgesetztem Romanisch entgegenkommt. Dass ihnen Leser aus Kenntnis des Besseren schnell abhanden kommen, damit dürfen sie rechnen.

3. Die Annäherung zwischen den rätoromanischen Idiommen vollzog sich in den vergangenen zwanzig Jahren vor allem dank des Radios. Die Ohren der Bündnerromanen begannen allmählich, die Varianten der anderen Täler zu vertragen, während man zuvor doch — uneinsichtig für die Schönheit der anderen — darauf bestand, dass das richtige Romanisch doch eigentlich nur das im eigenen Tal gesprochene und geschriebene sei. Während sich die Annäherung im Umgangsprachlichen habituell ergab, war die Kenntnisnahme der Varianten im literarischen Bereich sehr viel mühsamer. Nun sind die Verständigungsprobleme auch objektiv grösser im elaborierten literarischen Code — und zu keiner Zeit nahm mehr als eine winzig kleine Minderheit der Bündnerromanischen Literaten das zur Kenntnis, was ausserhalb des eigenen Schriftbereichs publiziert wurde. Kurzum: wenn die Bündnerromanen heute einander auch leichter verstehen und beherrzter in

verschiedenen Idiomen miteinander sprechen, so bedeutet dies noch keineswegs, dass sie auch das lesen, was in der Variante der Nachbartäler geschrieben wird. Hier die Barriere zu überschreiten, bleibt ein frommer Wunsch — es sind allenfalls einige wenige Experten, die wissen wollen, was literarisch jenseits der eigenen Hügel vor sich geht. Deshalb ist die Entwicklung einer gemeinsamen Schriftsprache gerade auch für die literarische Zukunft des Bündnerromanischen ein brisantes Unterfangen. Die Einführung einer Standardsprache ist bekanntlich auf der ganzen Welt mit der Überwindung grosser psychologischer Hemmschwellen verbunden. Während sich Sprecher und Leser im Bereich der administrativen Sprache und der Werbesprache relativ neugierig-aufgeschlossen verhalten, gibt es ideologische Sperren gegen die Standardisierung zum Beispiel im Bereich der Schule und der schönen Literatur. Freilich käme es hier immer auf den Beweis der Untauglichkeit an, den man aus Scheu, etwas wesentliches damit aufs Spiel zu setzen, mit der Abwehrhaltung gerade verhindert. Die letzte Ausgabe der Zeitschrift *Litteratura* (Nr. 13 - 1990) liefert nun in eindeutiger Weise den Beweis, dass die Qualität von Literatur weniger an der idiomatischen Variante als an der ästhetischen Phantasie des Autors hängt. Es lassen sich in Rumantsch Grischun — wie die Bezeichnung für die neue Bündnerromanische Standardvariante lautet — ebenso schöne wie schreckliche Gedichte und ebenso gute wie missratene Geschichten schreiben — genau wie es bisher in Vallader oder Sursilvan der Fall war — was die Gegner eines in allen Tälern Graubündens verstehbaren Romanisch natürlich entschieden bestreiten würden. Über Kriterien guter und schlechter Literatur muss man bekanntlich streiten, und deshalb haben einige Schriftsteller das einzig Richtige getan: sie haben die Flucht nach vorn ergriffen, um mit Originaltexten und Übersetzungen den Beweis anzutreten, dass auch eine junge, noch tastende Sprache poesietauglich ist. Sprachpolitisch bedeutet dieser Weg nach vorne indessen auch eine Distanzierung zu einer Leserschicht, der die Treue zur Literatur so leicht fiel, weil diese so konventionell war. Tendenziell wird durch die Etablierung dieser neuen literarischen Variante also wiederum eine Entfernung vom traditionellen Leser eingeleitet. Man könnte überspitzt sagen: je mehr die Literatur dieser Kleinsprache neue

und zeitgemässe Wege geht, umso mehr schränkt sie sich auch wiederum auf eine kleine Schicht von literarisch «angefressenen» Lesern ein. Sie, die einmal eine relativ populäre Literatur war, wird immer eindeutiger zu einer «Spezialistenliteratur» — ein Los, das sie freilich mit vielen anderen Literatursprachen der Welt teilen dürfte.

Damit sind einige Faktoren genannt, die für die Zukunft der bündnerromanischen Literatur bestimmend sein dürften. Was sind daraus für Folgerungen zu ziehen?

Die wichtigste vielleicht: die Ghettomauern einer kleinen Literatur sind ein für allemal gesprengt. Ganz undurchlässig war dieses Ghetto natürlich auch früher nicht. Vieles, in Wirklichkeit beinah alles, kam von aussen herein. Weniges, leider allzuweniges, vermochte die Mauern der eigenen Sprache wieder zu verlassen. So entstand ein Schrifttum zum Eigengebrauch, kaum angefochten durch das, was draussen in der Welt der grossen Literaturen vor sich ging. Es richtete sich recht undifferenziert an alle Leser der kleinen Gemeinschaft. Eine Trennung zwischen populärer und elitärer Literatur gab es — mit Ausnahme vielleicht einiger Bezirke der Lyrik — nicht. Alles schien für alle passen zu müssen, und so vermischte sich munter das Triviale und das Gehobene. Genau dieser Zustand ist nun aber historisch geworden. Die Gegenwart verlangt nach anderer Ausrichtung auf die Leserschaft.

Denn das Triviale braucht nicht mehr eigenproduziert zu werden. Es wird geliefert von Kiosks und Geschäften mit Zeitschriftenhandel, wo von der Klatschillustrierten zum Heimat-, Liebes- und Arztroman alles zur Verfügung steht, was das Herz sich wünscht und was den Anschluss an die Welt der Prominenten bestätigt. Ebenso wird man davon auszugehen haben, dass gerade jugendliche Leser immer mehr ihren Bedarf auswärts abdecken werden. Es wird diese unselige Gemeinsamkeit von Schullektüre und Literatur für Erwachsene nicht mehr obligat sein. Man wird zwar weiterhin Comics und einige — auf Übersetzungen basierende — Jugendbücher in rätoromanischer Sprache produzieren — sie werden neben der Flut von Schriften, die in der anderen Sprache zur Verfügung stehen, keine grosse Rolle spielen. So seltsam es klingt: die Literaten werden Ballast abwerfen können — sie werden,

sofern sie es wollen und dazu fähig sind, literarisere Bücher schreiben können, die sich ihrer Servitut an die Pädagogik entledigt haben und über einen Freiraum verfügen, den sich die traditionelle bündnerromanische Literatur aufgrund ihrer sprachideologischen Einbettung in der Regel nicht nahm.

Dies bedeutet aber auch, dass der Schutzraum, in welchem die bündnerromanische Literatur eingeschlossen war, nicht mehr zur Verfügung stehen wird. Es wird literarisch nur noch das von Interesse sein, was sich der Konvertibilität der Sprachen nicht entzieht. Ein grosser Teil der bisher geschaffenen Literatur brauchte sich dem Vergleich mit der Literatur anderer Sprachen gar nicht zu stellen; er war protegiert im Schutzraum der Sprache. Die Tatsache, dass ein Text auf rätoromanisch geschrieben war, gab ihm eine Art Daseinsberechtigung, die von der Frage nach der literarischen Qualität völlig abgelöst war. Doch nach dieser Art von Literatur wird künftighin kein Mensch mehr verlangen. Nur noch jene Literatur wird interessant sein, die auch den Prozess der Übersetzung in eine andere Sprache übersteht. Was sich durch Übertragung als trivial und hohl erweist, verliert in einer Welt, wo das Hin und Her zwischen den Sprachen zur Existenzform wird, die Daseinsberechtigung. Damit fällt die intramurale Rettung der Texte durch ausserliterarische Kriterien dahin. Wenn diese Überlegung stimmt, müssten die Bündnerromanen in den kommenden Jahrzehnten zwar weniger literarische Bücher produzieren, dafür aber literarisch interessantere, — solche eben, die die Feuerprobe der Übersetzung in andere Sprachen bestehen. Es wäre dann nicht mehr so, dass man mit Fug und Recht behaupten könnte, im Bündnerromanischen gebe es keinen Autor, so schlecht er auch sei, der für seine Manuskripte keinen Verleger und keine Druckzuschüsse finde! Vielmehr entstünden auch für die kleine Literatur vergleichbare Produktionsbedingungen und Beurteilungskriterien wie in den anderen Sprachen. Und die Autoren könnten sich allmählich dem nicht ganz unberechtigten Verdacht und Vorwurf entziehen, ihr Dasein sei weniger literarisch als sprachpolitisch gerechtfertigt.

Mir scheint nämlich, dass sowohl inhaltlich wie formal diese Situation zwischen den Sprachen und den Schreibtraditionen, in welcher sich heute die mehrsprachigen bündner-

romanischen Autoren befinden, eine literarische Herausforderung besonderer Art sein müsste. Jetzt, wo auch sie endlich sich selbst und keine von der Sprachgemeinschaft ihnen zugedachte Funktion zum Zentrum ihres Schreibens machen können, müsste eine neue Schärfe der Selbst- und Weltorientierung zwischen den Sprachen in dieser Literatur zum Vorschein kommen. Den Spuren einer vergehenden Sprachwelt entlang müssten neue Irritationen und neue Lüste sensibler moderner Subjekte erlebbar werden: von hellhörigen Menschen, die mittendrin sind in dem, was unsere heutige Welt zum höllischen und himmlischen Planeten macht, und doch dabei über ein sprachliches Orientierungsfeld verfügen, in welchem sie mit ihren Wünschelruten ganz unerhörte Dinge entdecken.

Ich meine, dass die traditionelle rätoromanische Literatur als unserer Zeit und unserem Lebensgefühl nicht mehr gemäss betrachtet werden muss. Ich meine damit nicht, dass man in Zukunft nicht auch auf rätoromanisch wird erzählen und Gedichte schreiben können. Aber dieses wird anders sein müssen, als es bisher war, falls es uns weiterhin interessieren soll. Es wird eine radikale Art der Suche nach hinten und nach vorn sein müssen: ein neues Aushorchen vergangener Sprache, ein zum Klingen Bringen dessen, was in dieser Sprache aus Scham und aus Scheu bisher ungesagt blieb. Denn ungesagt ist da noch vieles. Aber sagen können uns dies heute nur jene, die sich nicht aussparen, wenn sie sich aufmachen, die noch verborgenen Möglichkeiten ihrer Sprachen auszuloten.

Vermutlich hat es bisher in der bündnerromanischen Literatur keinen Mandelstam gebraucht. Man wird aber auch in dieser Literatur — soll es sie weiter geben — künftig nicht ohne einen Mandelstam auskommen. Denn das, was die Menschen bisher in dieser Sprache zum Schreiben und zum Dichten brachte, muss noch einmal gesagt werden: ganz neu und ganz anders.

Iso Camartin
Universität und
ETH Zürich

